



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Worthmann, Ferd.: Ein Separatvotum zu Shakspeare's "Othello".

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Sin Separatvotum zu Shakspeare's „Othello“.

Ist auch kaum eine Gestalt der tragischen Muse unserer Phantasie vertrauter, als der Mohr von Venedig oder Desdemona, so hat sich doch diesem Trauerspiel gegenüber in neuester Zeit eine merkliche Ungunst der öffentlichen Meinung offenbart. Diese auffallende Erscheinung mag theilweise damit erklärt werden, daß unsere weichere Art es nicht mehr erträgt, ein zartes, unschuldigcs Weib von einem starken Mann hinwürgen zu sehen. Es fragt sich aber, ob der Eindruck nicht ein anderer wäre, milder und tragisch versöhnlicher, wenn ihn die Aesthetik unserer Dramaturgen, das Verständniß der Gebildeten und die Kunst der Bühne endlich einmal im Sinne der Dichtung berichtigten.

Diese drei Factoren stehen zu einander in Wechselwirkung, wenn auch der erste bei weitem als der mächtigste erscheint. Das Verständniß des bestrittensten aller Dramen z. B., des „Hamlet“, danken wir Goethe, und vielleicht nach ihm hauptsächlich der genialen Darstellung Eduard Devrient's. — Nun ist zwar „Othello“ kein solcher Tummelplatz ästhetischer Controversen wie „Hamlet“; allein die richtige Auffassung des Dramas scheint uns darum doch keineswegs sicher festgestellt. Wollten wir aber den Kern der verbreitetsten Ansicht herauschälen, so dürfte es dieser sein: „Shakspeare hat den Othello geschrieben, um die Eifersucht zu malen; und um sie in ihrer ganzen Entsetzlichkeit darzustellen, zeigt er sie uns an einem heißblütigen Schwarzen. Desdemona ist dieses grauenhaften Haus tyrannen mehr oder weniger schuldloses Opfer. Alle Ehemänner und Solche, die es werden wollen mögen sich daran ein „abscheuliches Exempel“ nehmen!“

Dem gegenüber hat nun Gerwinus, und mit größerem Nachdruck Ulrich, dargethan, daß Othello's Charakter an sich sehr wenig zur Eifersucht neigt. Und auch darüber sind wir bereits aufgeklärt, daß bei den Mohren oder Mauren die Rasse nicht unkünstlerisch und in einer Weise, welche die tragische Schuld fast aufheben würde, betont werden darf. Der „Mohr“ ist kein halbcivilisirter Wilder, kein Neger mit grausamen Instinkten, den eigentlich nur wieder ein Neger wie Gra Aldridge mit tobsüchtigen Verzerrungen tragiren könnte. Ein so echter Dichter wie Shakspeare konnte niemals das Menschliche durch die Rasse zu unzurechnungsfähiger „Bestialität“ verkümmern

oder auch nur das Gefühl sittlicher Verantwortlichkeit durch physiologische Einflüsse wesentlich abschwächen lassen. Diese ethnologische Dramaturgie, deren Ursprung auf A. W. Schlegel zurückführt, hat die neuere Kritik längst zu den Todten geworfen, in der Volkspheantasie aber lebt sie munter fort. Shakspeare hat den Mohren nur gebraucht, um durch das Pariagegefühl des Schwarzen das Mißtrauen zu motiviren, das der Held, bei allem durch Verdienst und Ehren begründeten Selbstgefühl, gegenüber einer Gattin aus der Brahmanenkaste zu empfinden geneigt war. Zugleich mußte die afrikanische Abstammung dazu dienen, mit größtem Nachdruck die glühende Leidenschaftlichkeit hervorzuheben, die der Mohr durch die Zucht eines überlegenen Willens dem „Chaos“ entrückt und, mit starker Hand, doch nicht völlig gebändigt, in den Dienst großer Zwecke gestellt hat. Uns will bedünken, daß man durchweg einen Mann, der diese große Aufgabe inmitten einer Gesellschaft, deren schlecht verhehlter Hochmuth sein lebhaftes Ehrgefühl nicht selten tief verletzen mußte, dennoch so schön gelöst hat, daß man diesen Mann durchweg zu niedrig angeschlagen hat; wie man umgekehrt Desdemona zu hoch zu stellen pflegt, und so den Sinn der Tragödie verwirrt. Othello ist einer jener Charaktere, die sich selbst erzogen haben, und denen dies so vortrefflich gelungen ist, daß man sie, nach dem Wort des großen deutschen Dichters, stolz auf den Werth des Menschen der Welt zeigen, und von ihnen rühmen darf: „Seht, das hat ihm Keiner gegeben, das ist er selbst!“ Nie von Kleinem oder Niedrigem erregt, in allen persönlichen Beziehungen, selbst den öffentlichen Kränkungen Brabantio's gegenüber, von überlegener Gelassenheit, bricht „die elektrische Willensmacht des Feldherrn“ nur da durch, wo es gilt, Wohl und Ehre des Staates zu verfechten: auf dem Schlachtfeld, wo Venedigs Dasein bedroht, in der Fremde, wo seine Bürger verunglimpft werden, im Kriegsdienst auf Cypern, wo die Disciplin des Heeres und die Ruhe der Insel gefährdet erscheinen.

Noch in solchen Stunden ruht seine Leidenschaft auf dem Grunde fast unerschütterlicher Selbstbeherrschung: die Kugeln, die den eignen Bruder ihm von der Seite reißen und „seine Schlachtreihen in die Luft sprengen“, bringen seine Seele nicht aus dem Gleichgewicht. Ein Mann von gewaltiger, gehaltener Kraft, die Keiner bändigt als er selbst; der mit ruhiger Ironie Brabantio's gezückte Schwerter aufhält; der halb ein Knabe noch „mit kleinem Arm und gutem Schwert“ durch mehr als zwanzigfache Uebermacht sich durchschlug; von dessen Streich nachmals, „regt er sich nur, der Beste fällt.“ Solch eine Giche vom Sturm geknickt zu sehen, ist ein tragisches Schauspiel; eine „Bestie“ zu erblicken, die gegen ein Weib wüthet, wäre nur gräßlich.

Ein solcher Mann nun, so edel und stark, vermag uns tief zu rühren, wo wir ihn, an Liebe und Ehre tödlich verwundet, ganz gebrochen sehen.

Von jener Stelle ab, die Kean unnachahmlich wiedergab, wo Othello Abschied nimmt von Allem, was bisher sein Stolz und seine Freude war, von dem Kriegswerk, das ihn aus niedrigem Kreise auf die Höhe des Ruhms gehoben hatte, und zu dem er sich fortan unfähig fühlt. Ein solcher Mann greift uns ans Herz, wenn er dennoch mit rein menschlichem Erbarmen Die aufs innigste bedauert, die ein so holdes Weib war, und die sich und ihn so elend machte, indem sie leichtfertige Lust für selige Liebe wählte. „O Jago, the pity of it, Jago!“ Wenn wir ihn wüthen und seine Gattin schimpflich behandeln sehen, so sind wir doch auch Zeuge, wie der Krampf desselben Leides, das sich dort in unwürdigen Zorn gewandelt hat, den heldenstarken Mann wie ein Kind zu Boden wirft. Nachdem er sich dem Wirbel der größten Pein, die es auf Erden giebt, einer qualvollen Ungewißheit entrungen hat, sehen wir ihn gefaßter. Nicht als ein jähzorniger Mörder, vielmehr in der Ruhe des Richters, dessen Urtheil freilich die Leidenschaft bestochen hat, schreitet er zu der That. Und tief erschüttert fühlen wir, daß dieser feste Mann, dem bis zu den Jahren, die sich abwärts neigen, das Leben nur dies Eine schöne Glück gewährt hatte, mit seinem jungen Weibe Alles tödtet, was ihm selbst das Leben lebenswerth gemacht. Wenn er die entweihten, nun im Tod entsühnten Rippen wieder und wieder mit ersticktem Schluchzen küßt, dann löst unser Grauen vor seiner That sich milde in „der Menschheit ganzen Jammer“ auf. Wie verblendet auch von dem Groll beleidigter Ehre und der Bitterkeit betrogener Liebe, er hat sie getödtet, damit sie nicht der Schmach anheimfalle — „wie der Himmel, strafend, weil er liebt.“ Als ein „Sühnopfer“ sieht er ihr irdisch Theil fallen, ihre Seele soll durch ein letztes Gebet gereinigt hinübergehen. —

Die echte Liebe weiß nichts von Entsagung und beugt sich nicht unter das Gebot der Familientyrannie. Eine flüchtige Neigung, eine verirrte Leidenschaft mag sich von der Familie bestimmen lassen, die wahre Liebe aber fühlt auch dieser gegenüber ihre Selbstständigkeit. Auch hier, wie in so vielen wichtigsten Beziehungen des Lebens, sind es nicht die groben Zügel des Buchstabens, die das Leben beherrschen, sondern freie Erkenntniß und tiefes, warmes Empfinden. Die Herrschaft des Buchstabens ist freilich einfacher, aber es ist das Reich der Unfreiheit. Von jeher haben freie Herzen sich gegen die Knechtung ihres reinsten, tiefsten und süßesten Gefühls durch die Willkür der Familie empört, und diesem Boden sind viele tragische Konflikte entsprungen. Lange Zeit hat die Gesellschaft solche Konflikte gehäuft. Wegen der dumpfen Gebundenheit, in der die Gemüther lebten, heiligte sie die Willkür der Eltern zur Sitte. Die Herzensneigung der Kinder zu bestimmen, zu ignoriren galt für Elternrecht. Solche Anschauung war eine der unzähligen Conse-

quenzen der staatlichen Willkür; und in demselben Maße, wie diese der Rechtsherrschaft Raum gab, hat jene an Boden verloren.

Wenn nun aber Othello selbst da, wo wir ihn eine That begehen sehen, vor der uns schauern will, unser Mitgefühl nicht einbüßen kann, so ist fast Alles, was wir sonst an ihm beobachten, sehr dazu angethan, ihm warme Sympathie und hohe Achtung zu gewinnen. Selbst Othello's Todfeind Jago muß ihm das höchste Lob spenden, daß er ein liebevolles und treues Gemüth hat. Im rauhen, freudlosen Lagerleben erwachsen, hat er sich aus einer verachteten Klasse durch eignes Verdienst, in jahrelanger treuer Thätigkeit zu den höchsten Ehren eines stolzen und mächtigen Gemeinwesens emporgerungen. Und nicht als ein Miethling, sondern als treuer Bundesgenosse hatte er Venedig gedient, er, der in Aleppo einen dem Staat gebotenen Schimpf wie eine ihm selbst zugefügte Beleidigung empfunden und mit Gefahr des Lebens geahndet hatte. Dabei ist er auf dem glatten Boden dieser überfeinerten, verderbten Republik ein schlichter, hochsinniger Kriegermann geblieben — unter falschen Italienern, die ihm höflich thun, weil sie ihn brauchen, und die ihn heimlich verachten, heimatlos und weltfremd.

Und von dem Manne hat Gervinus andeuten können, Desdemona habe Unrecht gethan, ihn zu lieben! „Sie hatte“, heißt es bei ihm, „mit der natürlichen Abneigung gegen ein so fremdartiges Wesen zu kämpfen und fürchtete seine Blicke, ehe sie sie lieben lernte.“ Von Abneigung ist nun aber nirgend die Rede.

And when she seem'd to shake and fear your looks
She lov'd them most.

Das ist die Stelle, an die Gervinus gedacht hat; und die sagt doch nichts Anderes, als entweder daß Desdemona sich vor ihrem Vater listig verstellte, oder daß das schüchterne Mädchen anfänglich das strenge Auge des afrikanischen Feldherrn mit einer gewissen Scheu theilnahmvoll auf sich ruhen fühlte. Gesezt aber auch, es sei in der gefesselten Leidenschaft Othello's Etwas gewesen, was sie hätte warnen sollen, dennoch bliebe jene Bemerkung eine ethische und ästhetische Verirrung. Denn es ist mit der Liebe wie mit dem Glauben: wer mit vollem Herzen liebt, der hat keine Wahl, der kann nicht anders. Und brauchen wir noch zu beweisen, daß Desdemona den Mohren mit vollem Herzen geliebt hat?

Der Dichter hat das doch mit so feinen und mit so starken Zügen gezeichnet, — zuweilen in Ausdrücken von jener anmuthigen Herzinnigkeit, in der sich Shakespeare da, wo das Höchste gesagt werden soll, von keinem anderen Dichter übertreffen läßt. Er läßt die Neigung der jungen Venetianerin jenem Boden entkeimen, dem die reine Liebe eines sinnigen Mädchens in so reizvollem Gegensatz entspringt: in jungfräulicher Sprödigkeit geht sie aus einer

anfänglichen Fremdheit, aus einem Schein von Antipathie hervor. Der Freund muß Othello gegen allerlei Ausstellungen in Schutz nehmen, welche das Mädchen an ihm macht, vielleicht nur, um ihn mit geheimem Entzücken lebhaft vertheidigen zu hören. An ihm reizte doch auch wieder das fremdartige Wesen, das den Frauen zu gefallen pflegt, weil es ihre Phantasie beschäftigt; sein Ruhm, und daß er ein großer Krieger ist, — daß er einsam ist, mit einem offenen Kinderherzen, und bei aller Größe ein Paria. So flößt er ihr zugleich Scheu, Interesse, Bewunderung und Mitleid ein. Für Othello's physische Mängel ist Desdemona nicht blind; aber was sie unauflöslich an ihn fettet, der tiefe Grund der Liebe, die beide verband, das ist, daß Beide ein warmes, schlichtes, treues Herz haben. Beides, daß sie ihn nicht schön findet und daß sie seinen Werth fühlt, drückt sie mit rührender Einfachheit in den Worten aus:

I saw Othello's visage in his mind.

Und wie hinreißend innig ist in der Sterbescene ihre Antwort auf Othello's Wort:

Denk Deiner Sünde!

Desdemona.

Das ist zu Dir die Herzensliebe. *)

Und die Rüge im Tode, durch die sie ihren Mörder zu retten versucht; darin wieder die bescheidene, demüthige Hingebung:

Commend me to my kind lord!

Gervinus geht anfänglich so weit, daß er als „den Sinn und die Seele“ unseres Dramas die „prosaischen Wahrheiten“ bezeichnet, die in der italienischen Novelle des Giraldo Cinthio Desdemona „in folgenden glatten Worten“ niederlegt: „Ich fürchte, daß ich jungen Mädchen noch zur Warnung dienen muß, sich nicht wider den Willen ihrer Eltern zu verheirathen, und daß eine Italienerin sich nicht mit einem Manne verbinden sollte, dem Natur, Himmel und Lebensweise ihr völlig entfremdet.“ Also das Trennende der Abstammung über die gemeinsame Menschlichkeit gestellt! Diese „Wahrheiten“, behauptet Gervinus, „springen aus Shakespeare's Trauerspiel . . . entgegen“; natürlich „verklärt in glänzender Poesie und gegründet auf die tiefsten Lebenserfahrungen.“ „Wir aber in unserer Zeit haben für die erstere dieser Wahrheiten nicht den lebendigen Sinn, wir schlagen die Auslehnung Othello's und Desdemona's gegen das Recht der Familie nicht so hoch an, wie es der Dichter und seine Zeit that. Ob . . . wir Recht haben oder der Dichter, wer will es unterscheiden! Es wird uns . . . zu empfehlen sein, in unserem

*) Hier, wie an anderen Stellen ist es A. W. Schlegel gelungen, den Ausdruck des Originals zu übertreffen; so in den Worten der Desdemona: „Daß ich den Mohren lieb', um ihm zu leben.“ (to live with him).

Vertrauen auf unsere persönlichen und zeitlichen . . . Anschauungen einem solchen Manne gegenüber nicht allzuweit zu gehen. Nicht bloß unsere sittlich-socialen Theorien oder Gefühle, sondern vor Allem die Erfahrung sollen wir zu Rathe ziehen." Diese „liegt mit unsern Theorien vielfach in Widerstreit. Vielfach ausgewogen werden die tragischen Stoffe, die durch elterliche und Familientyrannie in den Schicksalen der Kinder bereitet werden, durch solche, die in der Willkür der Kinder ihre Quelle haben." (Gervinus, „Shakespeare“ 4. Aufl. Bd. 2, S. 43 f.) Also nach Gervinus fragt es sich noch, was sittlich berechtigter ist: die freie Gattenwahl oder der Anspruch der Familie, die Eheschließung der Kinder, wo nicht zu gebieten, doch zu hindern. Leicht erkennen wir, daß seine Zweifel, abgesehen von dem Götzendienste, den dieser ausgezeichnete Denker mit dem „einzigen William“ treibt, durch die Beobachtung der zahlreichen Fälle erregt werden, in denen während der Uebergangszeit einer Gesellschaft von der Freiheit zur Unfreiheit die Freiheit von den Kindern mißbraucht wird.

Vollkommen unlogisch ist nun aber der Sprung, den wir Gervinus gleich in derselben Zeile urplötzlich auf eine ganz verschiedene Seite dieser wichtigen Lebensfrage thun sehen. Er stellt hier „die billigste und menschlichste Forderung, daß der Vater bei der ehelichen Wahl wenigstens gehört werde.“ Nichts ist gerechter, — allein das ist doch etwas völlig Anderes! Es sind doch zwei ganz verschiedene Dinge, ob dem Kinde das Recht zustehen soll, ohne die Zustimmung der Eltern eine Ehe zu schließen oder ohne deren Vorwissen. Man kann in dem Einen Gervinus durchaus widersprechen, und doch in dem Andern ihm von ganzem Herzen beipflichten. Ja man kann die erstere Ansicht verwerfen und doch zu Gunsten des Elternrechts noch einen Schritt über die letztere hinausgehen.

Keinem Menschen kann das Recht beizumessen, den Willen eines Anderen auf immerdar in den intimsten, innerlichsten Verhältnissen zu beherrschen, über dessen ganzes Leben die Loose zu werfen, ihn glücklich oder unglücklich zu machen, ja das Schicksal der dritten Generation zu bestimmen, indem er die Ehe der zweiten bestimmt. So den Gott auf Erden zu spielen, dazu hat Niemand das Recht. Oft genug verkennen die Älteren an Jahren die Bedürfnisse, die Eigenart des heranwachsenden Geschlechts, weil sie sie nicht verstehen. Die Zukunft dennoch mit Gewalt in den Gesichtskreis der Gegenwart bannen wollen, das heißt sich verfehlen gegen das große Gesetz der menschlichen Entwicklung. Geseht auch, es verhielte sich so, wie Gervinus behauptet, daß die wohlthätigen und die nachtheiligen Folgen des Zwanges einander das Gleichgewicht hielten: so würde bei so gleicher Lage die Bevorzugung des Zwanges gegen die Achtung vor der menschlichen Freiheit verstoßen. Dabei überfieht Gervinus ganz, daß gerade den edleren Naturen die freie Gatten-

wahl Lebensbedürfnis ist, während die, denen eine Beschränkung ihrer Freiheit allenfalls zu statten käme, zu den leichteren Charakteren gehören: so daß also die Besseren gehemmt werden würden, damit die Geringeren gedeihen möchten. Othello aber und Desdemona gehören, wie Gervinus anerkannt, zu den adligen Naturen.

Es ist ebenso interessant wie für die Gegenwart charakteristisch, daß Männer wie Gervinus und Ulrich diese tiefgreifende ethische Frage ausschließlich vom Gesichtspunkt der Privatmoral betrachten. Als ob Staat und Gesellschaft gar kein Interesse, gar keine Stimme dabei hätten, daß eine volle und echte Ehe, zu der die Grundbedingungen gegeben sind, auch geschlossen werde; gar nicht berechtigt wären, zu fordern, daß kein Einzelner, auch die Eltern nicht, seinem Eigenwillen zu Liebe eine solche Ehe solle hindern dürfen! Und doch sind Staat und Gesellschaft sittliche volkserziehende Mächte, deren Gedeihen wichtiger ist als die zweifelhaften Ansprüche des Einzelnen.

Hören wir Ulrich. „Desdemona's Liebe“, erklärt dieser vorzügliche Nesthocker (*Shakespeare's dramatische Kunst*, 3. Aufl., Bd. 2, S. 50), „ist durchaus sittlicher Natur, ihre Wahl durchaus berechtigt, da sie . . . allen Anforderungen des Sittengesetzes vollkommen entspricht.“ Aber gleichwol — „Othello und Desdemona haben sich vergangen gegen das unverbrüchliche Recht der Familie, gegen die väterliche Autorität, wider deren Willen das Kind vom Familienverband . . . sich nicht eigenmächtig ablösen kann, ohne vom schützenden Bande der Sittlichkeit selbst sich zu lösen. Beide haben mithin Unrecht, aber sie haben Unrecht, indem sie Recht haben.“

Ähnlich urtheilt Ulrich von Romeo und Julie (a. a. O., S. 15): „Ihre Ehe ist eine nicht bloß subjective, sondern objective moralische Nothwendigkeit, — denn man soll die Ehe suchen, wo man wahrhaft liebt; — auf der anderen Seite das ebenso vollgültige (!) Recht der Eltern . . .; mithin Recht und Unrecht so ineinander geflochten, daß das Recht der Liebenden zugleich ihr Unrecht, ihr heimlicher Ehebund zugleich eine moralische und unmoralische Handlung ist.“ Was soll das heißen? Ulrich zu Ehren nehmen wir gern an, daß hier nur in der Darstellung ein Nest romantisch-speculativer Unnatur wie ein Gespenst am lichten Tage umgeht, — ein Nest superklug küstelnden Nebels und Schwebels, hinübergerettet in die klare Zeit, wo Deutschland sich auf dem Boden eines festen und freien Staatslebens einzurichten begonnen hat. Denn die Thorheit halten wir nicht für Ulrich's Meinung, daß ein Mensch jemals in die Lage kommen könne, auf alle Fälle schweres Unrecht thun zu müssen, — eine heilige Pflicht erfüllen zu sollen, während er dadurch ein gleich heiliges Recht beleidigt. Solche Weltanschauung führt durch ihren grellen, ähnden, unversöhnlichen inneren Widerspruch, durch ihre Unfähigkeit, gedacht zu werden, zum romantischen Wahnsinn; sie würdigt Schicksal

und Menschen in gleicher Weise herab, indem sie das Schicksal zum tückischen Henkersknecht macht, der die Menschen, nachdem sie seiner souveränen Laune eine Weile zum Spielball gedient, in eine unentrinnbare Schlinge lockt. Gleichgewogen, sahen wir, sind da, wo es sich um eine echte Ehe handelt, die Rechte der Eltern und der Kinder schon darum nicht, weil Staat und Gesellschaft mit ihrem ehrwürdigeren Rechte dazwischentreten und die Waagschale auf die Seite der Kinder neigen. Doch auch ohne diese Betrachtung, auch für die, in deren Bewußtsein sich dies Gewicht nicht fühlbar macht, müßte es einen Ausweg aus dem Dilemma geben. Nur daß Othello und Desdemona, Romeo und Julie ihn in der tragischen Befangenheit ihrer Leidenschaft nicht gefunden haben.

Ehe wir aber diesen Weg auffuchen, sind wir unsern Helden noch eine Ehrenerklärung schuldig. Wenn schon alle echte Liebe, auch die der einfachsten Gemüther, ein besseres Recht hat als Vorurtheil und verblendete Abneigung die kein Elternmund ehrwürdiger machen kann, als treue Herzensneigung ist; wenn die wahre Ehe stets ein innigeres Verhältniß ist und darum eine höhere Pflicht begründet, als selbst das Band kindlicher Pietät: so gilt das im höchsten Grade von der Liebe in ihrer idealen Erscheinung. Wer dieser Untersuchung bisher gefolgt wäre mit dem Gefühl, daß ihn Etwas darin ähnlich prosaisch anmuthet, wie hier und da die Kritik von Gervinus und Ulrich, den hätte seine Empfindung wohl nicht getäuscht. Ideale Menschen, erhaben durch Seelenadel und Schönheit, die sich in Liebe finden, gehören zu einander. Das weiß selbst der Sinn des Volkes zu schätzen, das Freude hat, wenn solch ein seltenes Paar verbunden wird, und gerührt trauert, wo Schicksal oder Menschenhand ein so schönes Band zerreißt. Beide finden ihresgleichen nicht wieder und können von einander nicht lassen: dies Gefühl waltet in Beiden wie eine Schicksalsmacht. Daß sie die Einzigen sind, das leiht ihrem Bunde das gewaltige Recht und den vollen Glanz der Poesie. Es ist eine ästhetische Blasphemie, Abälard von Heloise zu trennen, zwischen Hero und Leander zu treten, Romeo und Julie Entsagung zu predigen, Desdemona vor Othello zu warnen.

Und es wird zugleich ein ethisches Verbrechen, wenn zwei Menschen von so ausgeprägtem, seltenem Adel des Charakters sich gefunden haben wie der Mohr und die holde Venetianerin. Auch Ulrich ist es nicht entgangen, wie nothwendig die Beiden zusammengehören. „Ein Mann von hohem Geist, von großer Energie des Charakters, von ausgezeichnete Thatkraft ein solcher ist Othello. Einem solchen Manne aber muß das Weib, das er wählt, gleichgeartet, gleichedel, gleichgroß in echter Weiblichkeit zur Seite stehen; sonst kann es zu keiner wahren, vollgültigen Ehe kommen. Ein Othello kann nur eine Desdemona, Desdemona nur einen

Othello lieben." (a. a. D. Bd. 2, S. 63 f.) Und dennoch soll eine solche Ehe, die einzig mögliche, durch das „gleichgewogene“ Recht des Vaters unmöglich werden können, d. i. hier durch die „falsche Ansicht vom Wesen der Ehe“, die derselbe Ulrici an Brabantio tadelt, — daß nämlich dieser eingefeischte Junker seine Einwilligung „nicht blos von echter Liebe und wahrem Menschenwerth, sondern von allerlei Neuerlichkeiten der Geburt abhängig macht!“

Bei alledem sind wir keineswegs gemeint, ein Vorrecht genialer Naturen zu behaupten, das sie über die Schranken einer heiligen Pflicht hinwegführte, die für alle übrigen Menschen unzweifelhaft verbindlich ist. Kein Vater, behaupten wir, kann das Recht in Anspruch nehmen, künftige Geschlechter im Keime zu tödten; aber auch kein Kind wird ungestraft den Vater bei der Gattenwahl ganz ignoriren. Das wäre fast in jedem Volk *) ein so unsittlicher, so unnatürlicher Verstoß gegen die einfachsten Gebote der Kindesliebe, daß seine Folgen nach den Gesetzen dramatischer Gerechtigkeit schwer auf das Haupt des Schuldigen niederfallen müßten. Und nicht nur „hören“ soll das Kind des Vaters Mahnung, wie Gervinus fordert, sondern ihr auch so lange es unter der väterlichen Gewalt steht, eine höhere Ehrfurcht zollen, indem der von den Eltern widerrathene Schritt nicht übereilt wird. Den Eltern wohnt kein absolutes, wohl aber ein suspensives Veto bei. Durch treues Ausdauern möge die Liebe ihre Echtheit, ihre adelnde Kraft möge sie an dem gehobenen, dem festeren, milderen Wesen der von ihr Begnadeten bewähren.

Othello und Desdemona haben keine dieser Pflichten erfüllt. Die Tochter hat den Vater betrogen, in Heimlichkeit wurde sie dem Mohren vermählt. Zwar liegt auch hier neben der Schuld die Entschuldigung: dieser Vater verachtet Othello um seiner Abstammung willen so hochmüthig, er ist so jähzornig empört gegen seine Tochter, daß offne Bitte hier vielleicht hoffnungslos scheinen mochte. Dennoch mußte sie versucht werden. Denn Brabantio's Reden, daß er ein solches Kind in Ketten schlagen, daß er sie lieber dem erbärmlichen Wüßling Rodrigo geben werde, brauchen wir im Munde des hitzköpfigen Alten nicht so buchstäblich zu nehmen. Denn derselbe Brabantio hat dem Mohren nicht nur sein gastliches Haus geöffnet, er hat ihn zum Hausfreund gehabt; und der Kummer um die Tochter, der sein Leben verzehrt, beweist für sein warmes Herz, das doch wohl zuletzt für seines einzigen Kindes Glück gesprochen hätte. Ein so liebevoller Vater durfte von seiner Tochter und von ihrem künftigen Gatten mehr Offenheit erwarten.

Die meisten Interpreten unseres Dramas leiten nun sofort aus dieser

*) Ausnahmen bei Shakspeare in „Cymbeline“ und „Kaufmann von Venedig“.
Grenzboten III. 1873.

Schuld, aus ihr hauptsächlich, Desdemona's Untergang ab. „Der Dichter“, behauptet Gervinus, „meinte den Tod der Desdemona als ein Opfer, das den Manen des im Gram gestorbenen Vaters gebracht wurde.“ Richtiger urtheilt Ulrici: „Ihre Ehe hat mit einem Unrecht begonnen. Allein dieser Makel würde für sich allein nicht hinreichen, um ihr den Untergang zu bereiten; er bildet vielmehr nur die tragische Basis, auf der sie von Anfang an steht. Äußere Verhältnisse und Umstände können eine echte Ehe wohl äußerlich stören und trennen, aber nicht innerlich vernichten. Das kann nur geschehen durch Auflösung ihres inneren Bandes, durch Erschütterung der ursprünglichen Liebe, der Achtung und des Vertrauens.“ Schärfer ausgedrückt: eine Ehe kann nur zerstört werden durch das, was gegen die Ehe gefehlt wird, gegen ihren Geist, ihr Gesetz.

Hat hier Ulrici, allein von allen Erklärern, die tiefere Auffassung gestreift, so versäumt er doch, aus diesem Grundsatz die richtigen Folgerungen zu ziehen. Und auch sonst in mancher Hinsicht erscheint das, was er und Andere über den Charakter Desdemona's und die damit aufs innigste verwachsene Idee des Dramas sagen, einseitig und unzulänglich.

Die Seele der Ehe ist die Treue, die Blüthe der Treue aber das Vertrauen. Darin rächt sich der Mangel an Offenheit gegen einen liebevollen Vater, daß die Erinnerung daran den ersten scharfen Stachel des Mißtrauens in die Brust Othello's senkt. Dies Mißtrauen nun, an sich nicht unheilbar, wird durch die Unbesonnenheit, die Unvorsichtigkeit Desdemona's verschlimmert; Fehler, die einem Vorzug Desdemona's entspringen, ihrer Unschuld, und einem Mangel, ihrer Unerfahrenheit. Dieser Mangel ist häufig, aber nicht nothwendig mit jenem Vorzug verbunden. Er ist verbunden mit der niederen Art der Unschuld, nicht mit der höheren. Nichtwissen ist die Unschuld des Kindes, bewußte Reinheit die der Frau. Und Desdemona's Unschuld hat einen Zug, der an die Unerfahrenheit des Kindes gemahnt. Sie, die Venetianerin jener sittenlosen Zeit, fragt, ob es Frauen giebt, die das begen, wofür man sie beschuldigt; sie kann sich das nicht denken. Aber auch in anderen Beziehungen wird in ihr das Kind dem Schicksal des Weibes gefährlich. Es gebricht ihr an weiblicher Würde und an Muth. Sie hätte es nicht ertragen dürfen, von ihrem Gatten, gar vor Fremden, beschimpft und geschlagen zu werden. Kein Mensch darf sich von wem auch mit grober, unverdienter Verachtung seiner Menschenrechte behandeln lassen. Um seiner selbst willen nicht, denn diese Rechte müssen ihm heilig sein; aber auch um des Andern willen nicht, dem es an der Seele schadet, wenn seine Rohheit ungeahndet bleibt. Geahndet durfte sie ja hier werden mit den feinsten, geistigsten, weiblichsten Mitteln. Ein Blick tiefsgekränkter Frauenwürde — ein Wort wie das des jungen Eid an seinen Vater:

Ihr vergesst,
Wer Ihr seid, und wer ich bin!

Wie wohl hätte das Othello gethan! Und wie hätte es ihn zur Besinnung gebracht, wenn Desdemona seinem Verhör nach ihrer Schuld mit dem vollen Muth des reinen Bewußtseins, mit einem Funken von weiblichem Stolz und vor Allem auch mit der Offenheit entgegengetreten wäre, die sich für Othello's Gattin ziemte! Es ist wahr, auch er hat die Pflicht des Vertrauens verlegt — jenes völligen Vertrauens der Liebe, das „wider die Hoffnung hofft“ und nichts verloren giebt, so lange noch ein Zweifel möglich ist. Othello's Inquisitorium mit Desdemona ist das Verhör eines Untersuchungsrichters, der die Schuld des Angeklagten schon als erwiesen voraussetzt und ihn mit bösen Worten einschüchtert. Ihn trifft der schlimmere Vorwurf: er war ein gereifter Mann, sie eine Rosenknospe, die sich erst in seiner Hut zur Blume entfalten sollte. Ihn trifft darum auch das härtere Geschick — eins der härtesten wohl, daß sich denken läßt: das Bewußtsein, gefoltert und hingemordet zu haben die süße Unschuld, die ihm über Alles theuer war, ihn über Alles liebte, noch im Tode segnete und schonte. Aber auch sie liebte ihn, wie Othello von sich selber sagt: not wisely, but too well. Möchten alle Andren vor ihm zittern, sie nicht, denn sie war sein Weib! Wie an Othello's männlichem Vertrauen alle Pfeile Jago's abprallen mußten, so lange er seine Gattin nicht gehört hatte: so hätte Desdemona auf den edlen Sinn und die Liebe des Gatten bauen, unerschütterlich vertrauen sollen, daß seine gerechte Güte bald auf ihre Seite treten werde, wenn sie den Sturm offen und muthig beschwor. Nicht die List der Isolde*), nicht der weltgewandte Mutterwitz der Portia wären hier vonnöthen gewesen, — diese hätten auch der Natur Desdemona's fern gelegen: der ehrliche Muth der Unschuld war genug. Statt dessen thut Desdemona das Aergste und das Thörichtste: sie ladet auf sich die schlimmste der feineren Vergehungen, welche die Ehe zerstören, indem sie ihren Gatten belügt. Dieselbe kindische, würdelose Furcht, die sie zu der Verstellung gegen ihren Vater getrieben und ihr dort das Verderben gesäet hatte, läßt es hier in üppige Halme schießen. Wie konnte nun Othello den Betheuerungen ihrer Unschuld noch Glauben schenken? Er sah, sie täuschte ihren Gatten: wenn in dem einen Fall, warum nicht in dem andern? Jetzt müßten wir ihn wegen' seines Mißtrauens sogar freisprechen, wenn er nicht die Schüchternheit der Desdemona, die er in ihrem Verhalten gegen Brabantio beobachtet, gekannt und sie durch sein jähes Wesen ins Spiel gebracht hätte.

In der Lüge haben das dunkle Gefühl der mythenbildenden Volkseele und die klare Empfindung der eminentesten humanen Charaktere die Quelle

*) wie Gervinus meint.

aller Niedrigkeit und Unseligkeit entdeckt. Für ein Volk wie für den Einzelnen ist der Grad, in dem sie von der Lüge frei sind, ein Werthmesser. Für die innigste Gemeinschaft des Lebens, für die Ehe, ist sie ein fressendes Gift. Sie zerstört den Boden, in dem die Ehe ihre Wurzeln treibt, das völlige Vertrauen. — Doch selbst die Engländer reden entschuldigend von einer white lie, und es wäre rigoristische Pedanterie, alle Arten der bewußten Abweichung von der Wahrheit auf eine Linie zu stellen, oder zu leugnen, daß es sehr harmlose, unschuldig diplomatische Lügen geben kann, ja solche, die den Himmel verdienen. Allein die unschuldig diplomatische Lüge darf nicht den eigenen Vortheil im Auge haben, nur von dem Andern schweren Nachtheil abwenden wollen. Desdemona aber lügt aus Angst vor dem Gatten. Ferner: eine solche „weiße Lüge“ glücklich durchzuführen, so daß sie nicht schlimmeren Schaden stiftet als sie verhüten möchte, dazu gehört eine leichtlebige, weltgewandte Anlage, die Desdemona fehlt: indem sie dergleichen versucht, geht sie aus ihrem Charakter heraus. Shakespeare selbst hat, in seiner bekannten Weise, mit Absicht zu jener ersten unheilvollen Unwahrheit diese zweite in Parallele gestellt, deren Engelsgüte uns entzückt. Der Dichter giebt damit unserer Unterscheidung Recht: auf dem Todtenbett will Desdemona das Leben des Gatten schützen, in hingebender Selbstvergessenheit; dort hingegen, wo sie seiner ernsten Frage Wahrheit schuldete, brach sie die heiligste Pflicht der Ehe, und damit in geistigem Sinne die Ehe selbst, indem sie, um sich selbst vor dem Gatten zu schützen, die Treue des Geistes, das Vertrauen verlegt.

Wie Ophelia, wie Gretchen, so ist Desdemona ein naives Weib. In kindlicher Einfalt und Unerfahrenheit erblüht, ohne die edle Kraft der weiblichen Würde, sind diese Frauen den Stürmen des Lebens wenig gewachsen, und an der Seite eines gefährlichen Mannes, den sie nicht ganz verstehen und nicht hinlänglich zu beeinflussen wissen, gehen sie zu Grunde. All' ihre Goldseligkeit vermag das Schicksal nicht zu entwaffnen, das auch von dem Weibe die sittliche That fordert und die Stärke selbständiger Eigenart. In seiner Schwäche und hingebenden Schutzbedürftigkeit ungemein lieblich, stellt doch der Gretchentypus keineswegs das weibliche Ideal dar, das ohne ein höheres Maß geistig-sittlicher Kraft nicht sein kann. Wer von dieser Kraft nothwendigerweise eine Beeinträchtigung der Weiblichkeit besorgt, der ahnt nicht, wie der höchste Reiz gerade aus der Verschmelzung der Gegensätze hervorleuchtet.

Daß „Othello“ nicht das Drama der Eifersucht, sondern die Tragödie der Ehe ist, hat schon Ulrici überzeugend dargethan. Die beiden Hauptpersonen aber in dieser Tragödie gehen nicht an dem zu Grunde, was sie vor und außer der Ehe geschieht, sondern an dem, was sie in der Ehe

durch Mißtrauen gegen einander gesündigt haben. Die Wege freilich sind diesem Mißtrauen gebahnt, nicht nur durch die Leidenschaftlichkeit des Einen, die Unbedachtsamkeit des Andern, und durch die Tücke Iago's, sondern vornehmlich auch durch die Erinnerung an den Vertrauensbruch gegen den Vater. Auch dieser ist motivirt durch die Sinnesart des alten Brabantio, der in eigenwillig hitzigem Vorurtheil sich weigert, die Entscheidung über die eigene Zukunft vertrauend in die Hände der guten Tochter zu legen. So tritt überall in unserem Drama als die Wurzel, nicht nur des ehelichen, sondern auch des Familienglücks das herzliche Vertrauen hervor, das für das Gedeihen aller Verhältnisse des menschlichen Lebens die unentbehrliche Voraussetzung bildet.

Ferd. Worthmann.

Bum römisch-deutschen Streit.*)

Unter dem Titel „zur Geschichte der römisch-deutschen Frage“ hat Dr. Otto Mejer, Consistorialrath und Professor des Kirchenrechts in Rostock, eine ausführliche Darstellung der Beziehungen des römischen Stuhles zu den deutschen Staaten seit dem Ausgang des vorigen Jahrhunderts unternommen. Der erste Theil erschien 1871 und umfaßt die Periode von der letzten Reichszeit bis zum wiener Congreß einschließlic. Die erste Abtheilung des zweiten Theils erschien 1872 und behandelt nur die bairische Concordatsverhandlung. Die zweite Abtheilung ist in diesem Jahr erschienen, nur die kurze Zeit vom zweiten pariser Frieden bis zum März 1819 umfassend, und behandelt die auf die katholische Kirche bezüglichen Vorgänge dieser Periode in Preußen, in Hannover und in den oberrheinischen Staaten.

Das Werk ist in hohem Grade unterrichtend, das Material fast ganz neu aus unbenuzten oder bisher unzugänglichen Akten geschöpft. Die reiche Quelle der Belehrung, welche der Stoff in sich barg, hat der Verfasser zu heben verstanden, nicht bloß dadurch, daß er das Material zusammentrug und bekannt machte. Man kann auch das kostbarste Material tödten. Nicht Jeder besitzt den Mosesstab, den Quell belebender Einsicht aus dem Felsen anscheinend trockner Verhandlungen und ehemaliger Gesichtspunkte, die mit den Bedingungen und den handelnden Personen des Augenblicks verschwanden, herauszuschlagen.

Das tua res agitur ruft uns die Geschichtsbetrachtung immer wieder zu,

*) Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage von Dr. Otto Mejer. Zweiten Theiles zweite Abtheilung. Rostock 1873.